

Der Rezitator

Autor(en): **Burg, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **11.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571573>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der Lang drinnen und ließ den schmalen Oberkörper weit nach vorn über den Betschemel ragen und gaffte steif auf die Sakristeithüre, als merke er nicht, daß da einer kam. Aber mit einem Mal faßte ihn der Marquardt beim Arm, sachte und unauffällig; doch sie sahen es alle, wie da der Lang aufstand und etwas sagen wollte, der andere ihn aber hinauschoß. Und etliche Singbüchlein wurden höher vors Gesicht gehoben; aber einige waren nicht breit genug, das fröhliche Grinsen eines tüchtigen Bauernmaules ganz zu verdecken. Der Lang nun kniete die ganze Mette hindurch auf dem Sandsteinboden am Beichtstuhl auf seinem roten Sacktuch. So oft ihm aber seine neuen Hosen zu Sinn kamen und er am Aufstehen war, warf er einen schiefen Blick seitwärts in die Kirche — und wie er sich gleich Saul über allem Volk um Haupteslänge hinausragen sah, fiel er wieder demütiglich in die Knie und murmelte: „Du denkst noch einmal daran ... denkst daran ...“ und das Amen zu diesem Segenspruch auf den Marquardt klang gar unheilig. Aber das blieb seine Weihnachtsandacht, und als der Ministrant das Sanctus läutete, klopfte er mit steifem spitzen Zeigefinger an die eingesunkene dürre Brust und murmelte dazu: „Du denkst noch einmal daran ... denkst noch einmal daran ...“

und als die Wandlung eingeläutet wurde, so gut wie beim „Agnus“, da ihm schließlich die Knie auf dem harten Sandsteinboden wie Holzpfähle steif standen, murmelte er sein gottloses Racheprüchlein nicht mit minder Andacht als der Ministrant sein „Dona nobis pacem!“

Der Marquardt aber hatte die Ellbogen auf den Betschemel gestützt und sah vor sich hin. Er hielt weder Buch noch Roster, und es war nicht sicher, daß er im Innern betete, es sei denn, daß man von einem sagt er bete, wenn er sein Herz ausfährt mit seinem Verhängnis.

Und dort hinten im Kirchenschiff mitten unter der Menge rang die Marei mit ihrem Gott. Nur ein feines nervöses Zucken um die blassen Lippen verriet, daß hier eine heilige heiße Walfstatt lag, da sich zwei scharfe Schwerter in einem blutenden Mutterherzen kreuzten. Wie ein Ertrinkender, dessen ganzes Herz nur noch nach Trümmern der Hoffnung ficht, so strebte sie einzig heraus aus dem Abgrund, aus dem ihr die Zukunft dunkel und unergründlich entgegenstarrte. Er aber, der Marquardt, war wie einer, dessen ganzes Sinnen schon versunken ist in das Rauschen und Brausen des Unterganges.

(Fortsetzung folgt).

Im Bergwinter

1. Sehnsucht

Drei Schlitten fahren die Straße hinab,
Die Schellen der Rosse klingen
Und klingen noch ferne das Tal herauf
Gleich wie ein silbernes Singen.

2. Auf Schneeschuhen

Ich gleite langsam durch den stillen Wald,
Und blaues Dämmern sinkt zu meinen Füßen,
Und tiefer neigen sich die schlanken Tannen,
Als hätten einen König sie zu grüßen.

Dann sehe ich aufleuchtend ein Gewand,
Und manche Bäume wollen golden prangen,
Und aus der Tiefe kommt ein leises Singen
So wunderbar verwehend hergegangen ...

Da denke ich, es hat sich mancher Baum
Die letzten Sonnenfäden eingefangen,
Und daran tastend ist und spielend jetzt
Das Märchen singend durch den Wald gegangen.

Und wunderbar ist, dies Singen tönt fort
Im Sterneleuchten und Sonnenblauen,
Daß ich beginne Sehnsucht zu haben
Nach Liedern, Rossen und schönen Frauen ...

3. Die Nacht

Der Mond blickt in den tiefen Schnee
Und schweigt. Die Sterne brennen klar,
Die Tannen haben blaue Schatten —
Die Nacht ist wunderbar!

Die Berge sind sehr still und kühl
Und wesenlos. Ein Silberduft
Hebt sich aus märchenhafter Ferne
Zur dunkelblauen Luft —

Die Nacht macht reich. Ich möchte nicht,
Daß sie so bald vorübergeht;
Denn alle ihre Schönheit ist
Zum Gotte ein Gebet!

Hans Roelli, St. Gallen.

Der Rezitator.

Nachdruck verboten.

Skizze von Anna Burg, Aarburg.

Die kleine Stadt versank immer mehr in dem gleichmäßigen Dämmergrau eines frühen Winterabends, das nur hie und da ringweise durch den grellen Schein einer elektrischen Bogenlampe unterbrochen wurde. Die Straße war menschenleer. Plauter, der Schulabwart, hatte im Singaal des Schulhauses Licht gemacht und die verschobenen Bänke zurechtgerückt. Er stellte einen Stuhl neben das mit grünem Tuch verhängte Klavier. Dort sollte der Rezitator, der für diesen Abend einen Vortrag angesagt hatte, in den Pausen Platz nehmen. Vor die Tür schob Plauter einen wackeligen Tisch und legte zwei Teller darauf. Dann schaute er auf die Uhr. Es war schon über halb

acht Uhr und noch niemand da. Gähmend ließ sich der Mann bei seiner „Kasse“ nieder. Es war kalt in dem langen leeren Korridor, und er zog fröstelnd die Schultern hoch. Wenn die Gesichte nur erst anfinge, daß er sich wenigstens in den geheizten Saal setzen könnte ...

Auf der Treppe ließen sich rasche leichte Schritte hören, die immer zwei Stufen auf einmal nahmen. Im nächsten Augenblick stand Werner Erdmann, ein vierzehnjähriger Junge, atemlos vor dem Schulabwart.

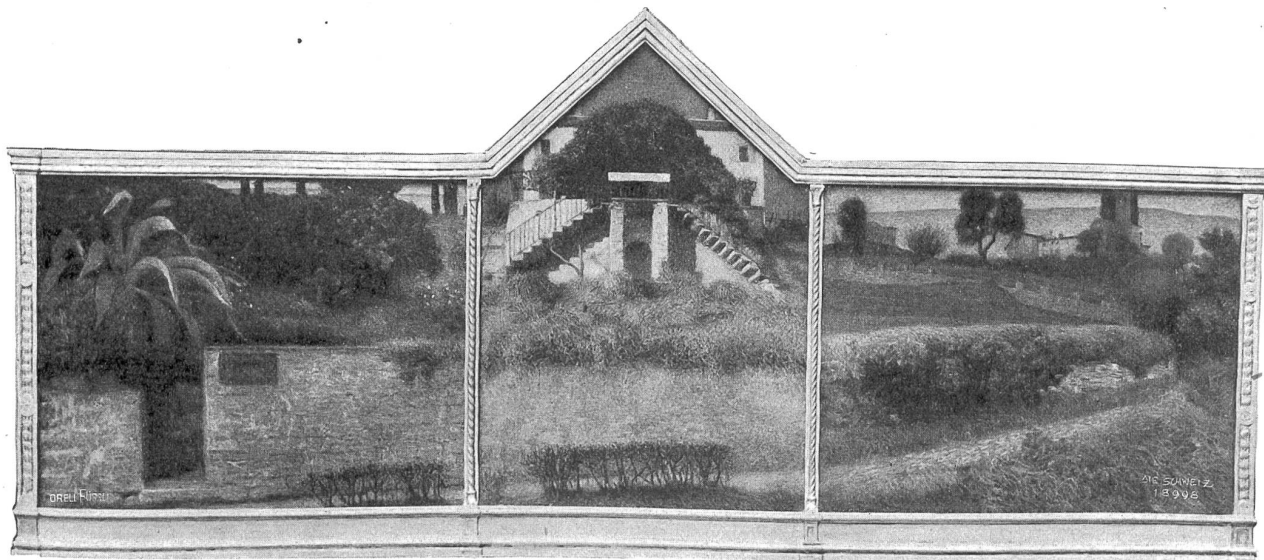
„Sind schon viele Leute da?“

„Niemand! Du bist der erste!“



Luigi Rossi, Lugano-Mailand.

Jodlerinnen.
Original im Besitz desädt. Cacciamuseums in Lugano.
Phot. E. Sommariva, Mailand.



Edoardo Berta, Lugano.

«Martinssommer» (Estate di S. Martino) in Castagnola.

Werner machte ein erstauntes Gesicht. „Es ist doch drei-viertel acht Uhr!“ Plauter zuckte die Schultern, legte den Franken, den ihm Werner einhändigte, zwischen die zwei Teller und gab dem Jungen dafür einen gelben Zettel.

Werner lehnte sich an die Wand. Er war voll glücklicher Erwartung und voll Dankgefühl gegen seine Mutter, die ihm nach langem Bitten erlaubt hatte, herzukommen.

„Gibt es keine Programme?“ fragte er.

„Der Herr bringt sie selbst mit,“ erwiderte Plauter; „er muß gleich hier sein, sein Zug fährt ein Viertel vor acht Uhr ein.“

Im gleichen Augenblick ließ sich auf der Treppe wieder ein Schritt hören. Diesmal war es ein schwerer gleichmäßiger Schritt.

„Nun kommen die Leute!“ sagte Werner befriedigt.

Auf der Höhe der Treppe erschien ein Mann. Er trug einen Mantel mit Pelzfragen und einen breitrandigen Filzhut, der ihm tief in der Stirn saß. Während er näherkam, sah er aus scharfen klaren Augen den Abwart und Werner an.

„Mein Name ist Barnhorst.“

Seine Stimme klang voll und reich. Werner zuckte ordentlich zusammen, als er diese Stimme vernahm und sich so nahe bei demjenigen sah, dem sie gehörte. Mit heimlicher, verehrungs-voller Neugier blickte er zu ihm auf, indes er sich beeilte, die Tür zu öffnen. Auch Plauter war aufgestanden und grüßte höflich. Barnhorst blieb stehen, als er den leeren Saal sah. „Niemand da?“ fragte er. „Ich habe doch den Vor-trag für acht Uhr angesagt.“

„Die Leute kommen gewöhnlich etwas später,“ bemerkte Plauter entschuldigend.

„Na, gut, warten wir!“

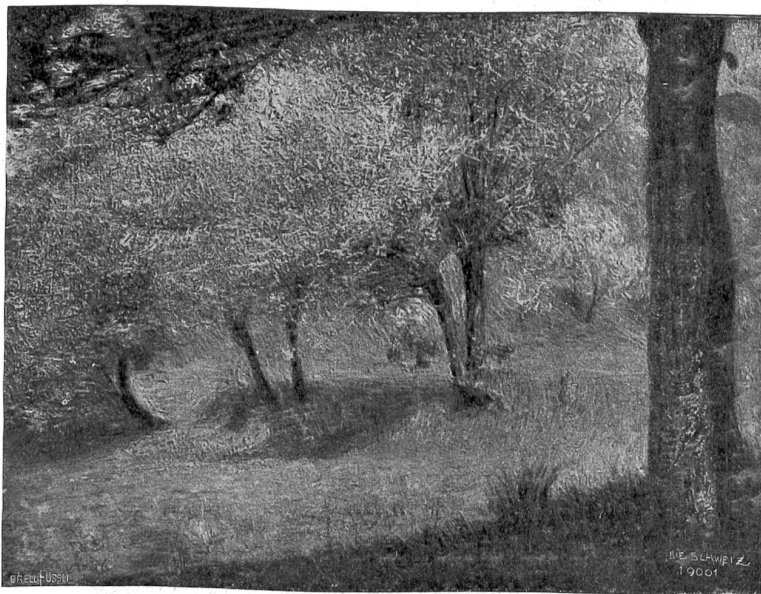
Barnhorst schritt durch den Saal und schaute sich prüfend um. Dann nahm er seinen Mantel ab und hängte ihn am Fensterhaken auf, den Hut legte er auf das Klavier. Werner verfolgte alle seine Bewegungen mit Spannung. Er sah zum ersten Mal einen Künstler in nächster Nähe. Und sein schönheits-ahnendes Herz zitterte dabei. Der Rezitator war groß und hager. Sein glatt rasirtes Gesicht war scharf und edel geschnitten. Frei-lich, jung sah er nicht mehr aus. Und Werner hatte eigentlich geglaubt, ein Künstler müsse den Stempel ewiger Jugend tragen. Dieser hier hatte graues, schon etwas spärliches Haar. Sein Mund war von einigen harten Linien umgraben, und sein Rücken, wenn er ihn auch gerade hielt, schien doch eine geheime Last zu tragen. Aber ein Zauber ging gleichwohl von ihm aus. Man sah ihm das Besondere an. Er setzte sich auf den

Stuhl neben dem Klavier und öffnete die Mappe, die er mitgebracht. Dieser entnahm er eine Anzahl dünner Papiere und winkte darauf Werner zu sich heran.

„Willst du die Programme austeilen, Junge?“ fragte er. „Sie sind gratis.“

Rot vor Freude, näherte sich Werner und nahm das Bündel roter Zettel. Dann eilte er, sich damit an der Tür zu postie-ren; die Leute mußten ja jetzt gleich kommen.

Barnhorst saß etwas vorgebeugt, den Arm auf das Klavier gestützt. Er blickte vor sich hin, und der Ausdruck seines Ant-lizes war fast finster. Werner las heimlich ein Programm durch und blickte dann wieder nach dem Fremden hin. Vielleicht rezi-tierte der in Gedanken die erste Nummer. Wie sich Werner freute! Vielleicht hallten schon in der Seele des Künstlers all die herrli-chen Verse, die er nun in kurzem vortragen würde. Aber Werner täuschte sich. Obwohl Barnhorst ein echter Künstler war, dachte er in diesem Augenblick nur an die mutmaßliche Einnahme, die er erzielen würde. Glänzend würde diese sicher nicht sein. Er hatte schon vor Jahren an diesem Ort gesprochen und wußte, daß von der ohnehin kleinen Bevölkerung nur der kleinste Teil so etwas wie Interesse für die Kunst übrig hatte. Schon daß das Publikum so auf sich warten ließ, war kein gutes Zeichen. Aber immerhin, auf fünfzig Personen rechnete er doch. Und fünfzig Franken bedeuteten für ihn nun ein Vermögen. Er war ein Nomade, der heute etwas Geld besaß, morgen keines.



Edoardo Berta, Lugano.

April.

Die Tage, an denen er keines besaß, waren zahlreich. Mit seiner schauspielerischen Kraft ging es abwärts. Er bekam nur noch schlechtbezahlte Engagements, an kleinen Bühnen und Sommertheatern. Die vielen Ferien füllte er mit Vortragsreisen aus. Aber das Reisen kostete Geld. Er verstand es nicht, sich mit seinen kleinen Einnahmen einzurichten und sah sich in kurzen Zwischenräumen immer wieder dem Nichts gegenüber. Es war ein jämmerliches Leben. Aber heute, wo sein Beutel gerade ganz leer war, würde er ja doch immerhin einige Franken einnehmen. Wenn es auch nicht gerade fünfzig waren; es konnten auch vierzig sein, am Ende auch nur dreißig. So viel würden ja kommen. Er fuhr aus seinen Träumereien auf und zog seine Uhr. Gleichzeitig hörte man vom Turme acht Uhr schlagen.

Plauter, der im Korridor auf und ab ging, wurde nervös. „Das ist sonderbar,“ sagte er zu Werner, der in der offenen Tür mit seinen Programmen ungeduldig hin- und herpendelte.

„Ach ja,“ seufzte der Knabe, „wer: a doch nur jemand käme!“ Aber in dem alten Schulhause blieb alles totenstill.

Plauter ging immer rascher hin und her. Sein Schritt hallte auf den steinernen Fliesen. Barnhorst erhob sich und kam zu Werner unter die Tür. „Ist ein Irrtum vorgekommen?“ fragte er. „Hat man Tag und Stunde nicht richtig angezeigt?“

„O, ich glaube doch,“ stammelte Werner; „der Herr Pfarrer hat es heute noch in der Religionsstunde gesagt, und im ‚Anzeiger‘ stand es auch richtig.“

Barnhorst schüttelte den Kopf und murmelte etwas Unverständliches. Dann ging er, die Hände auf dem Rücken, zwischen den Schulbänken hin und her.

Werner stand da mit seinen Programmen, und ein eigenartliches Schmerzgefühl schnürte ihm den Hals zu, so daß er gar nicht mehr recht schlucken konnte. Eine Angst hatte ihn überfallen. Wenn nun niemand käme? Gar niemand? Ein ähnliches Empfinden hatte der Junge bisher gar nicht gehabt: das Gefühl, daß sich nach und nach, langsam und unmerklich, zu der grenzenlosen Bewunderung, die er für den Künstler empfand, ein grenzenloses Mitleid gesellte. Gab es das? Bewunderung und Mitleid zugleich? Die Totenstille im Schulhause bekam etwas Quälendes. Es war, als schleihe sich unsichtbar und unhörbar ein Ungeheuer durch die Gänge und Treppen. Die drei, die da warteten, sprachen nicht mehr. Eine Scheu hielt sie ab, in dieser Stille ihre Stimme lautwerden zu lassen. Die Zeit

verging. Oder war sie stillgestanden? Hatte man sich in der Stunde geirrt? War es vielleicht erst sieben Uhr gewesen? Werner fragte sich dies, indes er sich an diese trügerische Hoffnung klammerte. Plauter sah immer finsterner und übellautiger vor sich hin; ab und zu setzte er zu einem Brummen an, das er rasch unterdrückte. Barnhorst ging hin und her zwischen den Bänken. Es wollte Werner scheinen, als sei er sehr blaß geworden. Einmal zog er sein Taschentuch und fuhr sich damit über Stirn und Schläfen, als müsse er Schweiß abwischen. Im Schulhaus blieb alles still. Nur an den Fenstern rüttelte hie und da der Wind. Sein Seufzen strich durch die Fensterfugen herein wie zum Zeichen, daß draußen noch Leben sei und die Zeit ihren Gang weiter ging. Werner kam sich nach und nach vor, wie in einem bannenden Traum. Er konnte die Fesseln dieses gräßlichen Wartens nicht mehr ertragen. Ihm war, als müsse er fortstürmen, die Leute in ihren Häusern erschrecken und ihnen ins Gesicht schreien, was für ein Unrecht sie täten.

Nun schlug es draußen halb neun Uhr. Da ging Barnhorst zum Fenster, nahm seinen Mantel und schlüpfte hinein, ging dann zum Klavier, setzte den Hut auf und griff nach seiner Mappe. Langsam kam er daher, blieb bei Werner stehen und sagte: „Gib mir die Programme; es kommt niemand. Es will mich hier niemand hören.“ Und während er mit etwas unsicherer Hand die Zettel in seiner Mappe barg, sagte er wie für sich: „Das ist das erste Mal, daß mir das passiert. Wieder eine neue Erfahrung!“

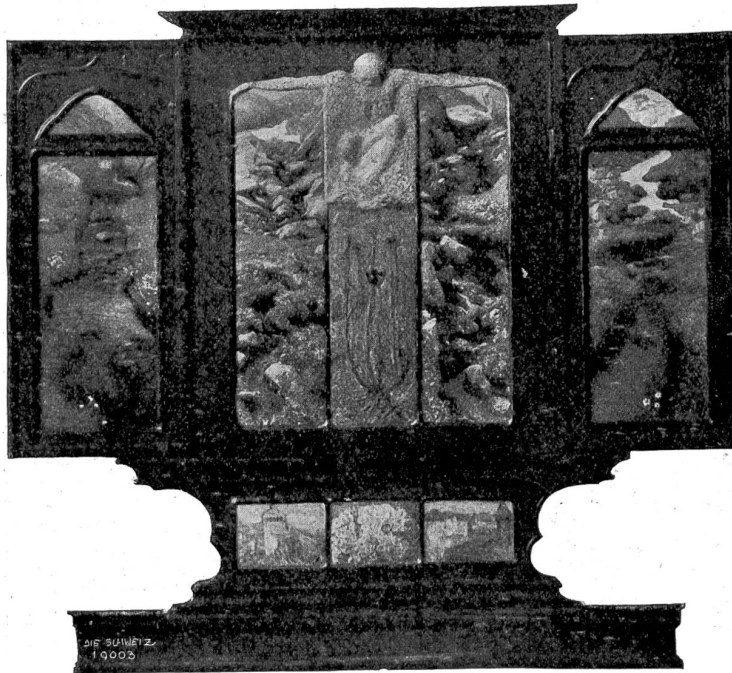
Plauter versuchte in ungeschickter Weise, die Leute zu entschuldigen. Das Wetter war schlecht, und man hatte in letzter Zeit allerhand sonstige Veranstaltungen gehabt. Aber Barnhorst lächelte dazu nur wehmütig.

Werner sprach kein Wort. Die Tränen standen ihm in den Augen. Und als der Künstler den Jungen zufällig ansah, fiel ihm das auf. Da legte er dem Knaben die Hand auf die Schulter. „Guter Junge! Für dich hätte ich gerne gesprochen. Es sollte nicht sein.“ Aber auf einmal kam ihm ein Gedanke: Warum nicht? Warum nicht für diesen einen, der ihn verstehen würde? Der vielleicht unter einem großen Publikum der einzige gewesen wäre, der ihn verstanden hätte? Der Abend war für Gelderwerb ohnehin verloren. Komme er ihm nicht vielleicht besseren Gewinn bringen? Dadurch, daß er ihm vergönnte, eine Spur zu hinterlassen in einem weichen begeisterungsfähigen Kindergeheim? Tor, der er war! Beinahe wäre er an dem Schatz vorbeigegangen, der sich ihm im Mantel einer Demütigung bot!

Ganz plötzlich legte Barnhorst Mantel und Hut wieder ab. Seine Gestalt straffte sich. Es ging wie eine Flamme über sein Gesicht. „Komm, Junge,“ sagte er; „für dich, gerade für dich will ich sprechen! Und für Sie,“ wandte er sich an Plauter, der ihn erstaunt ansah. „Seht euch her, hier in die Mitte! Da ist's am besten!“

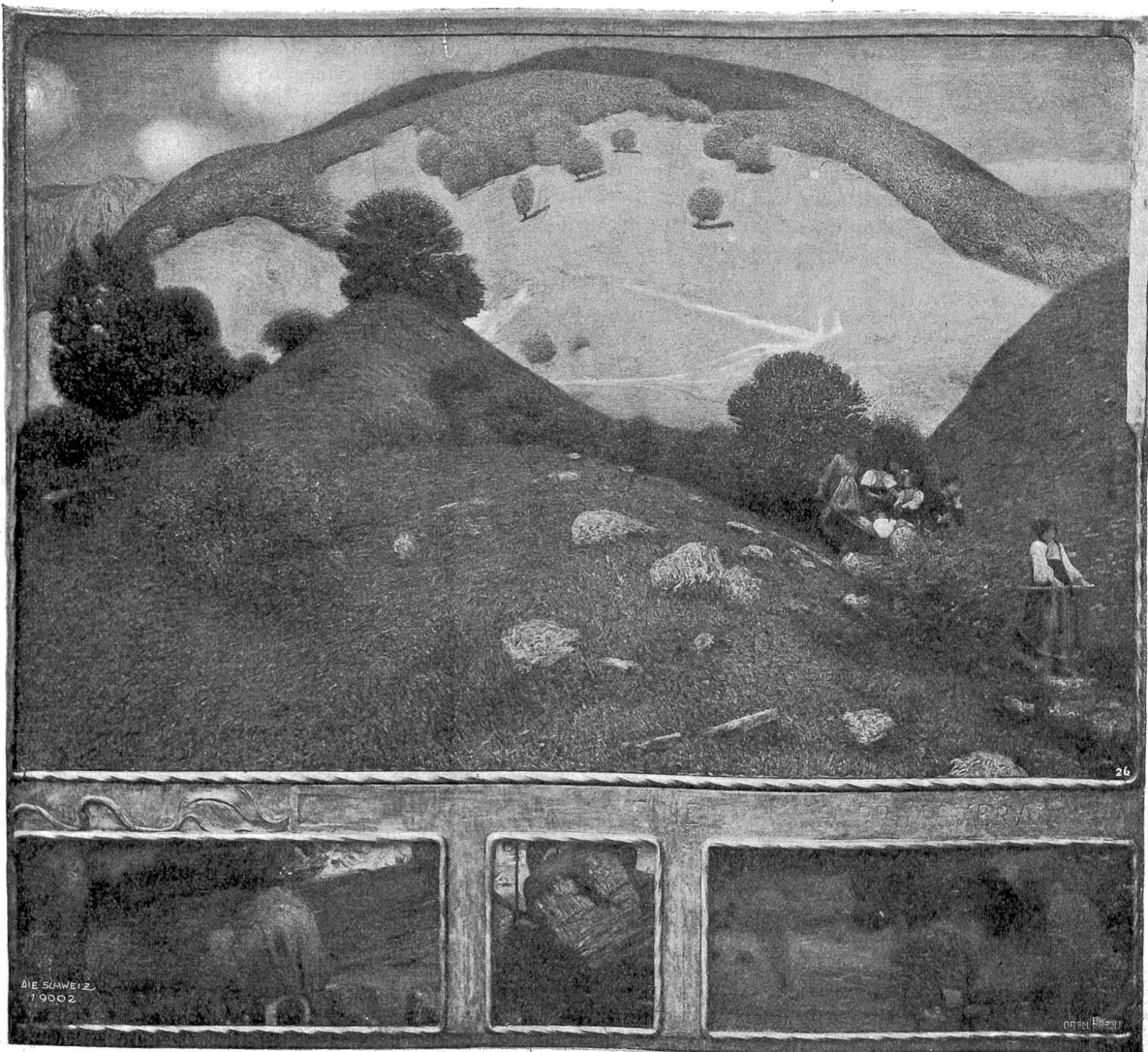
Die beiden folgten wortlos, Plauter in großem, verlegenem Erstaunen, Werner in zitternder Ueberraschung. Aber sowohl der eine wie der andere vergaßen sich selbst in den nächsten Minuten. Denn über sie hin brauste der Flügelschlag des Genius, der sie mit fortnahm und emporhob. Die enge Schulküche mit dem muffigen Geruch weitete sich zur Säulenhalle. Südliche Sonne strahlte herein. Blaue Meeresweiten dehnten sich. Stolz herrliche Gestalten tauchten auf und verschwanden. Wer faßt das Wesen der Dichtung in Worte?

Plauter, der einfache Mann mit den abgearbeiteten Händen, müde von prosaischer Arbeit, und neben ihm Werner, der Junge mit dem erwartungsvollen Herzen, sie erlebten, was sich



Edoardo Berta, Lugano.

Die Quellen am Gotthard (Le sorgenti sul S. Gottardo).



Edoardo Bertà, Lugano.

Frühlings Ende (Fine di una primavera).

nicht beschreiben läßt, das Wesen der Schönheit, die Macht der Dichtung, die Gewalt des Künstlergeistes. Und Barnhorst fühlte es: Nie hatte er so gesprochen, wie heute! Nie war seine ganze Seele so hineingeflossen in das Wort, das er sprach. Nie hatte ein so mächtiger Sieges- und Jubelrausch ihn erfüllt. Nichts Störendes, nichts Fremdes, nichts Verneinendes war da. Nur zwei Herzen, die alles aufnahmen, was er bot, in denen sich alles unzerseht in glänzendes Edelgestein formte. Von seinen Programmnummern ließ er alle diejenigen weg, die er nur eingefügt hatte, um jedem Geschmack gerecht zu werden. Er sprach nur das, was er liebte, was seinem Wesen entsprach. Darum war seine Rezitation eine Meisterleistung. Als er geendet, setzte er sich auf seinen Stuhl neben dem Klavier, lehnte sich zurück und schloß die Augen. Seine beiden Zuhörer saßen und schwiegen. Erst als Barnhorst sich erhob und lächelnd zu ihnen trat, erwachten sie wie aus einem Traum.

„Danke schön,“ sagte Plauter unbeholfen.

„Danke tausendmal,“ stammelte Werner.

Barnhorst reichte beiden die Hand. „Ich danke e u ch. Ihr wart mir ein liebes Publikum.“ Und nachdem ihm Werner in den Mantel geholfen, schritt er rasch die Treppe hinab, ohne sich umzusehen. Plauter steckte heimlich den einsamen

Franken, der zwischen seinen Tellern lag, dem Jungen in die Tasche. Werner merkte es nicht.

„Ich gehe mit zum Bahnhof,“ sagte er und eilte dem Rezitator nach. Irgend etwas mußte er dem Künstler doch zuliebe tun. Er wußte nichts anderes, als daß er ihn zum Bahnhof geleitete und ihm sanft und schüchtern die Mappe abnahm. Barnhorst ließ es wie selbstverständlich geschehen.

Sie schritten nebeneinander durch die trübe windsschwere Nacht. Ihre Füße glitten aus auf dem schneenassen Weg, und sie mußten sich vornüber halten, um vorwärtszukommen. Aber sie achteten nicht darauf. Sie hörten beide in sich das Nachhallen der verflossenen Stunde. Der Junge wußte, daß er reich beschenkt worden war, mit Schätzen, die ihm nicht geraubt werden konnten. Der Rezitator fühlte, daß er an diesem Abend, der anfänglich eine so bittere Enttäuschung zu bringen schien, einen der größten Erfolge seines Lebens zu verzeichnen hatte. In ein unberührtes, kindliches Herz hatte er als erster den Feuerbrand echter Begeisterung werfen dürfen. Er dachte gar nicht mehr daran, daß er keinen Pfennig Geld mehr besaß. Was war Geld im Vergleich zu den Reichtümern, die er in seiner Seele barg und von denen er mit vollen Händen hatte austreuen dürfen? Er spürte auch keinen Hunger, keine Müdigkeit; nur mechanisch tastete er in seiner Westentasche nach dem

Retourbillet, das er sich vor einigen Stunden in Basel mit seinem letzten Geld gelöst hatte, in der Hoffnung, den Rückweg mit gefülltem Geldbeutel anzutreten. An diese Hoffnung dachte er nicht mehr.

* * *

Es war beinahe zehn Uhr, als Barnhorst mit seinem jungen Begleiter in die menschenleere Bahnhofshalle trat. Auf dem ganzen Weg hatten sie kein Wort gesprochen. Dennoch stand keine Verlegenheit zwischen ihnen. Der weltkundige Mann, der durch Tiefen und über Höhen gegangen war, und das Kind, das noch auf das Leben wartete, sie verstanden sich, sie fühlten sich eins. Der Zug fuhr nach fünf Minuten brausend in die Halle. Da wandte sich der Künstler seinem Begleiter zu, fakte nach seiner Mappe und legte die Linke auf den Scheitel des Knaben,

der mit der Mütze in der Hand vor ihm stand und ihn aus großen träumenden Augen ansah.

„Leb wohl, mein Junge, ich sehe dich nie mehr; denn ich komme nie wieder hieher. Aber die heutige Vortragsstunde wird mir unvergessen sein. Dir auch, nicht wahr?“

„Ja,“ sagte Werner fast feierlich. Ein anderes Wort brachte er nicht über die Lippen. Aber in diesem „Ja“ lag für den Künstler alles, was er wissen wollte.

Als er im Wagen stand, nahm er ohne Groll Abschied von diesem Orte, der ihn und seine Kunst verschmäht hatte. Er stand am Fenster, und das Letzte, was er sah, waren die großen träumenden Augen des Knaben. Das heilige Traumfeuer, das in diesen Augen stand, das hatte er darin geweckt. Kein Vortragsabend würde ihm je reichern Gewinn bringen können.

Die Maler der italienischen Schweiz.

Zur ersten Ausstellung der Tessiner Maler in Lugano.

Mit insgesamt drei Kunstbeilagen*) und zwölf Reproduktionen im Text.

Nach jahrelangen Bemühungen, an deren Erfolg zu zweifeln mancher geneigt war, ist es der Sektion Tessin schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten endlich gelungen, in Lugano eine erste Ausstellung der Künstler der Südschweiz zu veranstalten. Erleichtert wurde diese Aufgabe durch die prächtigen Räumlichkeiten, über die Lugano für solche Zwecke nun verfügt: die Villa Ciani, Eigentum der Stadt mit samt dem herrlichen sie umgebenden Park am See. In diesem landschaftlich schönen und historisch bedeutsamen Rahmen — wurde doch hier ein Stück italienischer Einheit und Größe geschaffen! — mußte sich ein Fest der Kunst in besonders würdiger Weise abhalten lassen. Stark zwei Monate defilierten hier Einheimische und Fremde, jene in berechtigtem Stolz, diese in dankbarer Bewunderung. Quantitativ ließ die Ausstellung nichts zu wünschen übrig: dreihundert Werke von sechzig Künstlern ist wahrhaftig eine stattliche Anzahl. Auch fehlte es nicht an Platz. Die Aufstellung der Werke zeugte von feinem Geschmack. Vielen Malern konnten für ihre Arbeiten besondere Säle

reserviert werden. Ueber ungünstige Beleuchtung oder Platzierung konnten sich die wenigsten beklagen. Sehr zu loben für einen ersten Versuch dieser Art war die Wahl eines neutralen, die oft unästhetischen Tapeten der alten Prunksäle geschickt verdeckenden Hintergrundes. Unleserlich waren leider die viel zu kleinen grauen Nummern; hier hätte das Praktische nicht dem Ästhetischen geopfert werden sollen. Vorbildlich war dagegen der stilvolle Katalog. Bedenklich geschmacklos und häßlich überladen schienen uns fast durchweg die goldstrotzenden Rahmen, die anderwärts schon seit Jahrzehnten edler Einfachheit haben weichen müssen. Hier sollten die Tessiner entschieden von den Mitteilgenossen über dem Gotthard lernen. Erfreulich weit waren die Grenzen der Aufnahme in die Ausstellung gezogen. Obschon man ihr entschieden den italienischen Rassencharakter zu geben beabsichtigte, hat man auch unbedenklich die Arbeit von etwa zwölf im Tessin niedergelassenen Deutschschweizern oder von Tessinern der Inner- schweiz und Graubündnern aufgenommen. Auch nach dem

technischen Können und vor allem nach der Geschmacksrichtung war die Jury von einer fast kritiklosen Weitherzigkeit. Ob überhaupt Werke abgewiesen wurden und wieviele, ist uns unbekannt. Viel Unfertiges ist hineingekommen, was bei einer ersten Heerschau dieser Art gewiß entschuldigt werden mag. Wo hätte man sonst in einem kleinen Kanton die Leute hernehmen sollen, um siebenzehn Säle zu füllen? Eine zweite tessinische Ausstellung wird zweifellos kritischer verfahren; sie wird hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen.

Der Gesamteindruck über die hier zum ersten Mal sich dem kritischen Blick darbietende Individualität der italienischen Schweiz ist vor allem der einer bedeutenden und originellen Begabung, weniger der eines großen technischen Könnens oder besonders gewissenhafter ausgefeilter Arbeit. Der Bei-

*) Zwei der Kunstbeilagen werden in folgenden Hefen nachgetragen werden. A. d. R.



Pietro Chiesa, Sogno-Milano.

Der Brief (La lettera).